

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

154 (7.7.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 50

**Für unsere Frauen.**

**Die Phrase vom wahren Frauentum.**

Wieviel schöne und große Worte werden doch immer wieder geredet und geschrieben von den erhabenen Pflichten der Frau in ihrem Heim. Ihr stilles Walten in der Familie wird besungen, man spricht in verzierten Tönen von der persönlichen Note die sie dem Heim, dem Familienleben auftrage. Die ruhig veranlagte Frau verbreitet eine Sphäre stiller Behaglichkeit um sich, man fühlt sich bei ihr geborgen vor der Unruhe und den Gefahren der Welt; und die temperamentvolle Frau entzündet durch ihre geschäftige Lebendigkeit, ihr fröhliches Wesen teilt sich der Familie mit und allen, die mit ihr in Berührung kommen. In beiden Fällen ist die Frau, die Mutter der Mittelpunkt der Familie, das Zentrum, von dem alles Leben, alles Schöne und Gute ausgeht, die Bewahrerin des häuslichen Friedens. Töricht und gewissenlos handeln nach Ansicht jener die Frauen, die um des Erwerbs willen ihr Heim verlassen und so ihre Pflichten gegen Mann und Kinder vernachlässigen. Auf dem römischen Frauenkongreß hat es sogar eine Dame, die Gräfin Daisy di Nobilant, — allerdings unter dem lauten und energischen Protest eines großen Teils ihrer bürgerlichen Zuhörerinnen — fertig gebracht, zu behaupten, daß die Frau eigentlich nur aus Vergnügungssucht außerhalb des Hauses arbeite, in dem trübsamen Drange, dem Manne nachzuäffen, und sie konnte nicht genug die Verblendung der erwerbstätigen Ehefrauen tadeln.

Alle diese Schönredner denken nur an das Heim der gut situierten gebildeten Frau. Auch da sieht es oft genug in Wirklichkeit anders aus, als man glauben machen will; nicht immer ist die Frau der „gute Engel“ der Familie, es soll unerbürdlichen Gerüchten zufolge auch unter ihnen Teufel geben, die Kindern und Mann das Leben zur Hölle machen. Aber es besteht doch wenigstens theoretisch die Möglichkeit, daß hier das Haus zum Sammelplatz des Schönen werde und daß die Kinder ihr ganzes Leben hindurch von den glücklichen Eindrücken zehren, die sie in ihrer Kindheit im Elternhaus empfangen.

Leider ist es Tausenden von Frauen nicht vergönnt, in dieser Weise Glück zu spenden. Sie können nicht den Alltag zum Fest gestalten, weil das tägliche Leben so hohe Forderungen an sie stellt, daß ihnen weder Kraft noch Zeit bleibt, nach den eigenen inneren Bedürfnissen und denen der Familie zu fragen. Sie können sich nicht um die behaglichere Ausgestaltung des Heims kümmern, denn sie müssen froh sein, wenn es ihnen gelingt, auch nur einigermaßen Reinlichkeit im Hause zu schaffen. Und selbst das ist vielen Frauen nicht möglich, denn Sauberkeit kostet Geld und Zeit. Die meisten würden sicher glücklich sein, wenn sie ihre bescheidene Wohnung reinlich halten könnten, sie sähen ja keine Arbeit, aber wo sollten sie die Zeit dazu hernehmen, wenn sie außerdem mitverdienen müssen und nebenher das Kochen, Waschen und alles andere erledigen sollen?

Nun sollte man meinen, daß alle die, die so verächtlich von den Frauen sprechen, die um des Gelderwerbs willen (wie kann man so materiell sein!) den Haushalt vernachlässigen, hoch erfreut jede Gelegenheit benutzen werden, um ihnen die Erfüllung ihrer Hausfrauenpflichten zu ermöglichen. Da ist z. B. die Gewährung des freien Samstagnachmittags an die Arbeiterinnen. Welche Wohltat wäre es für die vielgeplagten Arbeiterinnen, wenn sie am Samstag alle häuslichen Arbeiten, die große wöchentliche Generalsreinigung, das Waschen und das Bügeln erledigen könnten, und wenn sie dann am Sonntag auch einmal ruhen und sich ihren Kindern und dem Mann widmen könnten. Einmal sehen, ein Stündchen ruhig sitzen, mit den Kindern spazieren gehen, mit ihnen plaudern! Wäre das nicht ein Festtag für viele? Und dieser wöchentliche Ruhetag könnte geschaffen werden, wenn die Lohngeber höher Weiblichkeit nur einen Teil ihrer Pflichten in die Wirklichkeit umsetzen wollten. Aber dabei könnte etwas von ihrem Profit verloren gehen und wenn sie daran denken, dann wissen sie nichts mehr davon, was sie über die Pflichten der Ehefrauen und Mütter geredet haben. Dann verschließen sie ihre Ohren vor allen Argumenten und laufen Sturm gegen die Erfüllung der Wünsche und Forderungen der arbeitenden Mütter.

So geschah es auch mit der Petition, die der Deutsche Textilarbeiterverband im vergangenen Herbst dem Reichstag einreichte, und in der der freie Samstagnachmittag gefordert wurde. Die Petition hatte festgelegt, daß im Jahre 1907 ausschließlich in der Industrie 278 987 verheiratete Frauen beschäftigt wurden und daß besonders in der Textilindustrie die Erwerbstätigkeit der Ehefrauen leider in beständiger Zunahme begriffen sei. Ihre Zahl stieg von 50 082 im Jahre 1882 auf 113 916 im Jahre 1907, und seitdem hat sie sicher noch beträchtlich zugenommen. Dabei sind die in der Textilindustrie beschäftigten

Witwen und geschiedenen Frauen, die doch meist auch für Kinder mitzuarbeiten haben, nicht eingerechnet. Im Plenum des Reichstags ist die Petition nicht mehr erledigt worden, aber die Kommission hat ihren Bericht fertig gestellt, und in ihm kommen die wahren Anschauungen des kapitalistischen Bürgertums mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zum Ausdruck. Freier Samstagnachmittag? Gibt es nicht, die in Betracht kommenden Arbeitgeberverbände sind dagegen. Die eingeführte Verkürzung der Arbeitszeit am Samstag um 2 Stunden ist das äußerste was bewilligt werden kann, eine weitere Verkürzung ist un durchführbar. Damit findet euch ab! Die Unternehmer haben gesprochen, und ihr Wille ist maßgebend. Was redet ihr von zu starker Belastung der verheirateten Arbeiterin, was von den Pflichten gegen die Familie? Natürlich müssen die Pflichten erfüllt werden, aber doch nur unter der Voraussetzung, daß die von den Frauen geleistete industrielle Arbeit dadurch nicht verteuert wird. Was geht es uns an, daß viele Frauen unter der doppelten Last zusammenbrechen, daß sie vorzeitig altern und kränzlich werden? Es sind ja immer wieder neue billige Arbeitskräfte zu haben. Entschende Blicke sind so rasch angefüllt. Und soziales Gewissen — du lieber Gott, den Luxus darf man sich nicht gestatten, wenn man durch die Arbeit anderer reich werden will.

Das ist es eben: rücksichtslos darf der Unternehmer mit den Kräften der arbeitenden Frauen wirtschaften, solange er weiß, daß Reserven genug vorhanden sind. Dem Bild wird Schonzeit gewährt, weil man fürchten muß, daß es sonst aussterben würde, aber mit Menschenleben wird Raubbau getrieben, weil so viele da sind, die alle arbeiten müssen, um ihr Leben zu fristen. Und so wird es weitergehen, wenn nicht die Arbeiterinnen in viel stärkerem Maße als bisher einsehen lernen, daß ihnen durch die gewerkschaftliche und politische Organisation eine Waffe gegen die Unternehmer in die Hand gegeben ist. Diese Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn, gewiß. Aber Tausende und Abertausende müssen noch für den Kampf gegen den Kapitalismus gewonnen werden, ehe ein entscheidender Sieg errungen werden kann.

An die Arbeit denn. Der freie Samstagnachmittag wird kommen, und ebenso eine weitere Verkürzung der täglichen Arbeitszeit, wenn nur alle begreifen, daß sie selbst mit daran helfen müssen, und daß jeder Kampf um Kulturgüter große Opfer von dem einzelnen erfordert.

**Eingegangene Bücher und Zeitschriften.**

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

**Lichtstrahlen**, Monatliches Bildungsorgan für denkende Arbeiter, herausgegeben von Justus Worchardt. Nr. 11, Juli 1914, hat folgenden Inhalt: Massenbewegung. Von Dr. Alfred Bernstein-Berlin. — Ein Blick in den Zukunftsstaat. III. (Schluß). — Die Entstehung der Pfaffenbergschicht. IV. (Schluß). Von Edwin Hörnle. Stuttgart. — 4. Frauenfrage und Klassenkampf. Jeden Monat erscheint ein Heft zum Preise von 10 Pf. Zu haben in allen Parteibuchhandlungen, bei den Kolporturen der Partei- und Gewerkschaftspresse, sowie beim Verlag, Berlin, Lichterfelde 8, Hedwigstraße 1.

**Plutus**, Kritische Wochenschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Bernbard). Inhalt vom 27. Heft des 11. Jahrgangs: Finanzwissenschaft. — Genußscheine der G. m. b. H. Von E. Steiner-Dresden. — Neuverder Presse: Spezialisierung in der Nahrungsmittelindustrie. — Die Bankerportkredites. — Das Verfallprinzip für die österreichischen Banken. — Placierung einer serbischen Anleihe in Deutschland. — Die Möbelfirma als Sparkasse. — Aus den Börsensälen. — Sicherheit oder Liquidität. — Veraltete Geheimnisse. — Umgehung der Gründungsrevision. — Gedanken über den Geldmarkt. Von Justus. — Plutus-Merkmal. — Warenmarktpresse im Juni 1914. — Antworten des Herausgebers. — Chefs und Angestellte. — Neue Literatur. — Generalsversammlungen. — Abonnement vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Plutus-Verlag 4,50 Mk. Probeheft gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus-Verlag, Berlin W. 62, Kriegerstraße 21.)

**Die Athletik**, Organ des Arbeiter-Athletenbundes Deutschlands. Erschienen ist die Nr. 7 des 8. Jahrgangs. Aus dem Inhalt: Schädlinge am Organisationsleben. Technische Reformen. Sport und Ernährung. Dies und das.

**Arbeiter-Stenograph**, Organ des Deutschen Arbeiter-Stenographenbundes und der Österreichischen und Schweizer Arbeiter-Stenographen-Organisation, System Arends (Verlag G. Richter, Bahr in Baden). Nr. 7 des 18. Jahrgangs: Die Behörden gegen den Arbeiterstenographenbund. — Ein Rundgang durch die „Buara“. — Zur Stenographie-Rekame.

**Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.**

Nr. 50. Karlsruhe, Dienstag den 7. Juli 1914. 34. Jahrgang.

**Um eine Winterjacke.**

Von Alfred Gottwald.

(Nachdr. verb.)  
„Es erben sich Geheiß und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.“

Auf den die Anklagebank bedeutenden Brettern stand eine blasse, ärmlich gekleidete Näherin, der man die Sorgen und Entbehrungen vom Gesicht las. Sie war erst fünfundzwanzig Jahre alt, doch ließ sie ein trauriger und müder Ausdruck in den Zügen weit älter erscheinen. Sie hatte noch nie in ihrem Leben als Angeklagte vor Gericht gestanden und zitterte vor Scham und Angst, als der Gerichtsschreiber mit lauter Stimme die Anklage verlas. Nach dem Inhalt dieses Schriftstückes war sie hinreichend verdächtig, aus dem Laden einer Konfektionsfirma eine Winterjacke entwendet zu haben.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob sie sich schuldig bekenne, brachte sie nur mit äußerster Anstrengung etwas zu ihrer Entlastung vor. Und doch hatte der Vorsitzende eine ungewöhnlich milde Tonart angeschlagen, denn der Menschheit ganzer Jammer sprach aus dieser zitternden Gestalt mit dem grandiosen Gesicht und den angstvoll blickenden Augen. Sie war schon seit Jahren für die Konfektionsfirma, der sie die Jacke entwendet haben sollte, als Näherin tätig gewesen und hatte sich auch an jenem Tage nach dem Geschäft begeben, um neue Arbeit abzuholen. Es war bitter kalt; sie besaß weder eine Winterjacke noch Geld, und hatte den Geschäftsinhaber bitten wollen, ihr eine warme Jacke zu überlassen, damit sie bei den weiten Wegen, die sie zurücklegen mußte, um Arbeit zu holen und abzuliefern, nicht zu frieren brauchte. Als sie den Geschäftsraum der Firma betrat war zufällig der Chef nicht anwesend, nur einige Angestellte. Es war zwar kurz vor Geschäftsschluß, aber ihr wurde der Auftrag zuteil, an einigen verkauften Gegenstände kleine Änderungen vorzunehmen. Man wies ihr einen Platz in einem Hinterraum an, sie sollte die Sachen nur fertigmachen, der Chef würde noch einmal kommen. Sie sah dies für eine günstige Gelegenheit an, denn sie hatte den Chef heute bitten wollen, er möge ihr eine Jacke auf Abzahlung oder auf Abzug vom Arbeitslohn überlassen.

Längst hatte sie die Änderung beendet, aber der Chef kam nicht und die Nacht brach herein, die eilige Winterjacke mit ihrem Grauen. Und sie hatte nur eine dünne Bluse an. Sie ließ sich nun zu der Unbesonnenheit verleiten, eine der dort hängenden Jacken anzuziehen, und entfernte sich dann in der Annahme, daß der Geschäftsinhaber nachträglich seine Einwilligung zur Entnahme des Kleidungsstückes auf Abzahlung erteilen werde. Die Hintertür, durch die sie das Lokal verlassen mußte, hatte ein Schloß, sie konnte also ruhig gehen. Aber vor der Haustüre stieß sie auf den Chef, der eben in einer Droschke ankam. Er erkannte sofort die aus seinem Lager entnommene Jacke, ließ keine Einrede gelten und auf seinen Antrag stand sie nun hier vor den Schranken.

Nachdem die Angeklagte durch diese in abgerissenen Sätzen vorgebrachten Erklärungen alle äußeren Tatbestandsmerkmale des Delikts selbst zugegeben hatte, verurteilte das Gericht in Übereinstimmung mit dem Staatsanwalt auf die Vernehmung des Chefs als Zeugen. Es aalt jetzt in der Seele der Angeklagten zu lesen, um schlüssig zu werden, ob sie dolos gehandelt oder ihrer Angabe, sie hätte die Einwilligung des Geschäftsinhabers nachträglich nachsuchen wollen, Glauben beizumessen sei.

Der Vertreter der Anklagebehörde war mit dieser Seeleleserei rasch fertig. Die Absicht der rechtswidrigen Zielsetzung — führte er aus — stehe für ihn außer Frage. Es sei wohl möglich, daß die Angeklagte der Mei-

nung gewesen sei, der Geschäftsmann werde ihr eine Jacke auf Abzahlung verkaufen. Sie habe jedoch diese Jacke sozusagen gekauft, während niemand im Laden war. Und daß der Mann auch dies hinterher billigen werde, habe sie sicher nicht geglaubt oder angenommen. Die Angeklagte sei also der Rechtswidrigkeit ihrer Handlungsweise bewußt gewesen.

„Trotz der Notlage“ — schloß er — „in der sich die Angeklagte befand, halte ich die Zubilligung mildernder Umstände für ausgeschlossen. Zu welchen Zuständen sollte es führen, wenn zufällig leerstehenden Verkaufsläden ohne weiteres Waren entnommen werden könnten, da dann jedermann vor Gericht behaupten könnte, er habe den Geschäftsinhaber nachträglich verständigen wollen. Ich beantrage eine Woche Gefängnis.“

Die Angeklagte brach unter der Wucht dieses Strafanktrags fast zusammen, da erhob sich ihr Verteidiger, ein blutjunger Rechtsanwalt, und hielt eine Rede, wie sie der Gerichtshof noch nie vernommen. Besonders der Staatsanwalt zitterte vor nervöser Erregung, als der jugendliche Verteidiger seinen Antrag auf Freisprechung folgendermaßen begründete: Ich muß die Wichtigkeit der Ausführungen des Herrn Staatsanwalts auf das entschiedenste bestreiten. Der Herr Staatsanwalt hat vielleicht nie in seinem Leben ohne Ueberzieher einen Spaziergang unternommen, wenn es draußen kalt war. In dem überheizten Gerichtssaal scheint er noch weniger imstande zu sein, sich in die Lage einer frierenden Näherin zu versetzen und eine in der Not des Augenblicks begangene Gesetzeswidrigkeit in ihren feilschen Motiven zu verstehen. Meine Klientin war kein Fremdling in dem Geschäft, für das sie seit Jahren arbeitete. Sie war dort als ehrliche Arbeiterin bekannt und konnte annehmen, daß man ihrer Versicherung, sie habe die Jacke später bezahlen wollen, Glauben schenken werde.

Sollte meine Klientin wegen Diebstahls verurteilt werden, so müßte auch der Inhaber des bestohlenen Geschäfts wegen Verleitung zum Diebstahl bestraft werden, da die Angeklagte nur durch die Schuldigkeit der Arbeitslöhne, die dieser Mann seinen Näherinnen zahlte, in einen solchen Zustand der Bedürftigkeit geraten ist. Ich habe festgestellt und will durch Zeugen beweisen, daß kein anderer Jackenfabrikant am Orte gleich jammervolle Löhne zahlte. Meine Klientin hat mit der angestrengten Arbeit nie mehr als eine Mark täglich verdienen können. Dafür mußte sie auch noch den Arbeitsraum und im Winter die Beleuchtung bezahlen, denn sie arbeitete zu Haus und zwar auf ihrer eigenen Nähmaschine, die sie auf Abzahlung entnommen hat; sie bezahlte auch die Nadeln, die sie beim Nähen zerbrach, aus eigenen Mitteln. Sie holte sich ferner die Arbeit trotz der entfernteren Lage des Geschäfts selbst ab und schaffte die fertigen Jacken selbst hin, eine Zeitverräumnis, die ihr nie vergütet wurde. Mit einem Wort: sie erparte dem Fabrikanten die kostspielige Anlage eines eigenen Fabrikbetriebs.

Und dafür eine Mark täglichen Verdienst! Das ist Blutwucher, der hier unter allen Formen der Gesetzlichkeit straffrei ausgeübt wird. — Der moderne Rechtsstaat, der auf den fossilen Anschauungen des alten römischen Rechts aufgebaut ist, schützt eben leider nur das Eigentum gegen rechtlose Eingriffe, nicht die Arbeit, durch die doch erst Eigentum erworben wird, gegen die schamlose Ausbeutung. (Hier verjuchte der Staatsanwalt den Verteidiger zu unterbrechen, der jedoch mit überlegener Stimmkraft unentwegt weiter sprach.) Ich muß den Fall jetzt noch von einer anderen Seite beleuchten. Durch genaueste Informationen über die kaufmännischen Prinzipien des Geschäftsinhabers gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß auch die objektiven Tatbestandsmerkmale des Diebstahls hier nicht vorliegen. Unter Geschäftsmann hat sein ganzes Anlagekapital in seine Fabrik gesteckt. Was er durch eine inner-

ite 2.  
die die  
gen. Wenn  
ne Pflanze  
ist anders  
zur selben  
die inerte  
arg.), daß  
Bernhard  
eine Kre-  
jahren und  
s Jugend-  
s Diözesan-  
eramtaltet  
hingewie  
Abmachung  
verfügen  
n und am  
damit in  
in Hand  
ungen ge-  
Machung  
nicht allein  
at, hat die

herzogtum  
auf eine  
2 142 000  
fernung der  
teordnung  
Verteilung  
a stoffigab  
44,36  
32,85  
42,59  
24,45  
49,53  
21,67  
64,22  
11,72  
13,47  
10,84  
87,44  
Städte der  
n 650 555  
rung) mit  
mehr als

die außer-  
ent Städte  
abt haben  
in folgen  
und Fre-  
von 87,44  
rab eim  
schritt von  
Offenburg  
bennen des  
rreit nicht  
rundlagen  
ungen er-  
roffigste  
nen, das  
berechnet  
steigt das  
etrag be-  
e hinter

nd unter-  
Gottes-  
n. Er al-  
us, führt  
ige Para-  
es Bettles  
e, die bis  
Kaffeeab-  
„Wücher-  
mit un-  
in Semb  
Er häu-  
ibel ver-

5 sie mit  
auf seine  
und tief  
berzeugen  
in Reiter  
eraltiten;  
Art wie  
Meinun-  
auch von  
i und die  
ott apat  
ins Volk  
abobrer-  
yhen. Da  
ngehörte,  
mte, an  
i sie den  
merken,  
i sich auf  
eber Ge-  
hnte, w

hörte Lohnrückerei an Arbeitslöhnen erspart, und das ist bei dem Umfang seines Betriebes ein ganz erheblicher Betrag, verwendete der Mann zur Mehrfabrikation. Je mehr er an Arbeitslöhnen erspart, desto mehr Zaden kann er fabrizieren. Diese Zade — hier wies der Verteidiger auf das Korpusdelikt, das auf dem Nichtertische lag — würde vielleicht nicht hier liegen und überhaupt als gewerbliches Fabrikat nicht entstanden sein, wenn unser Fabrikant seine Gernarbeiterinnen angemessen bezahlte. Die Angeklagte, die als ein Bild des Sammers vor uns steht, deren welfes Gesicht die Spuren der Ueberarbeitung und grausamer Entbehrungen zeigt, hätte sich vielleicht einen Teil von der Frische und Elastizität ihres Alters bewahrt, wenn diese Zade nicht existierte, also der Fabrikant bessere Löhne zahlte. Das heißt mit anderen Worten: Was Herzblut werden soll, verwandelt sich unter der Regie dieses äußerst paramen Fabrikanten in Winterjaden. Diese Zade ist also möglicherweise das fehlende Herzblut der blaffen Mäherin, die vor Ihnen auf der Anklagebank steht.

Sollte der Gerichtshof nach dem Strafantrag des öffentlichen Anklägers erkennen, so würde es auf die Gefahr hin geschehen, daß die Angeklagte ins Gefängnis kommt, weil sie ihr fehlendes Herzblut, das sich in eine Zade verwandelt hatte, stehlen mußte, um ihr geringes vorhandenes Herzblut zu erwärmen. Es würde also ein Mensch von einem Gerichtshof unseres humanen Zeitalters deshalb verurteilt werden, weil er sein eigenes Herzblut stehlen mußte, um es zu besitzen. Ich beantrage Freisprechung!

Das Gericht sprach unter Würdigung dieser Ausführungen die Angeklagte frei.

Der Prozeß hat, wie sich das von selbst versteht, nie stattgefunden. Dieser Bericht ist nichts als eine forensische Zukunftsmusik aus einer besseren, neuen Zeit.

## Monatlicher Arbeitskalender für Gartenfreunde.

(Juli)

Wir leben jetzt in der Rosenzeit. Die Rose bietet uns in ihrer Blütenfülle ein schönes Bild kräftigen Pflanzens Lebens, ein Bild, wie es schöner, lieblicher keine zweite Pflanze zu bieten vermag. Wo immer Blumen gepflegt werden, da ist auch der Rose ein Plätzchen eingeräumt, sei es im Prunkpark des Reichlichen, im kleinen, das schlichte Heim des Arbeiters einschließenden Gärthchen, oder deuten in den Laubengärthchen und Parzellen oder am Fenster des Wohnzimmer. Mit zärtlicher Sorge und doppelter Singsabe pflegt jetzt der Rosenfreund seine Lieblinge. Er weiß, die Entwicklung der zahlreichen, großen Blüten stellt hohe Ansprüche an die Lebenskraft der Pflanze, die ihr im Frühling zugeführten Nährstoffe genügen nicht zur Ernährung der Blütenfülle und so reicht er ihnen auch während der Zeit der Entwicklung der Blütenknospen und zur Zeit des Wählens in kleinen Zwischenräumen Nahrung in Form von Jauche oder in Wasser aufgelösten Nährsalzen. Auch an Wasser läßt er es den Rosen nicht fehlen, denn ein hohes Nährstoffbedürfnis ist mit einem hohen Wasserbedürfnis ungetrenntlich verbunden. Täglich hat er seinen Lieblingen einen Besuch ab und nimmt ihnen alle vollentwickelten Blüten, die verblühten wollen. Er tut das nicht nur deswegen, weil verblühte Blumen den Rosenstock verunfallten, sondern auch, um dadurch den Samenansatz zu verhindern, der dem weiteren Wachsen ein Ende machen würde. Mit den verblühten Blumen schneidet er auch einen Teil des tragenden Zweiges mit ab. In dem Falle, wo an diesem sich mehrere Blüten entwickelten, führt er den Schnitt über den nächsten Knospe bezw. Blüte aus; trägt der Zweig außer der verblühten oder seine weiteren Blüten oder Knospen, so kürzt er den Zweig um die Hälfte seiner Länge oder unmittelbar über einem sich an ihm bereits entwickelten jungen Triebe. Er hat durch jahrelange Beobachtung in Erfahrung gebracht, daß dieser Rückschnitt notwendig ist, daß dadurch die Zahl der Augen beschränkt wird und infolgedessen sich aus diesen kräftige Triebe mit vollkommenen, trockentropfenden Blumen entwickeln, während die Zweige, überhaupt nicht zurückgeschnitten, nur schwache, spindelige Triebe erzeugen, von denen nur wenige eine Blüte und noch dazu nur eine schwächliche, schlecht ausgebildete hervorbringen. Bei den auf Wildunterlage stehenden Rosen ist seine unablässige Sorge, die unterhalb der Werdungsstelle sich bildenden Ausläufer sofort im Entstehen zu unterdrücken, sie an ihrem Entstehungspunkt abzuschneiden. Und außerdem führt er einen steten Kampf mit den zahlreichen Rosenfeinden. Die

sorgen dafür, daß seine Freude an der Blütenpracht nicht ungetrübt ist; denn von allen Seiten stürzen sie sich auf die Pflanzen und suchen diese in ihrer Entwicklung zu hemmen, den Blütenstiel oder gar die Pflanze selbst zu vernichten. Da findet er an diesem Stock die Zweigspitzen über und über von Blattläusen besetzt oder an der Innenseite der Blätter die Rosenzucht die Oberhaut derselben zerstören; an jenem entdeckt er in den Blüten den schmerzhaften, goldgelblichen Rosenkäfer und den dem Raufäßer ähnlichen, aber weit kleineren Gartenlaubkäfer, die Blumenblätter denagend; an andern findet er wieder im Innern der Triebe die Larven der Rosentriebböhrer ihr Unwesen treiben und schließlich an den Trieben und Blättern die Mehltau- und Rostpilze wuchern. Gegen diese und weitere nicht so oft auftretende Feinde führt er einen unerbittlichen Kampf. Hier vernichtet er mit der Insektenpulverseifenbrühe die Blattläuse und Zyladen, sucht die Rosen- und Gartenlaubkäfer ab und löbert die Triebböhrer in ihren Vertiefungen auf; dort depubert er an sonnigen Tagen die mit Mehltau besetzten Pflanzen mit gemahlenem Schwefel und sucht durch Spritzen mit Kupferkalkbrühe das Auftreten oder das Weiterausbreiten des Rosenrostes zu verhindern. Der Rosenfreund ist aber auch bestrebt, seinen Rosenbestand zu ergänzen und zu bereichern und so hält er während der Blütezeit in andern Gärten, in Rosengärten oder auch in Rosenschulen nach schönen Sorten, besonders aber nach Neuzüchtungen Umschau. Jetzt, wo die Rosen im Blüthenstand stehen, kann er sich ein höheres Urteil über den Wert einer neuen Sorte bilden und schützt sich vor Enttäuschungen, die ihm niemals erspart bleiben, wenn er auf schriftliche Anpreisungen hin ihm unbekannt Sorten, besonders Neuheiten, kauft. So muß also der Rosenfreund, will er die Rose als dankbare Blüherin kennen lernen, und soll sie ihre herrlichen Blumen zur höchsten Vollkommenheit entwickeln, ihr eine liebevolle Pflege angedeihen lassen, muß vom Frühling, wo er sie von der schützenden Winterbede befreit, bis in den Spätherbst, wo er sie mit dieser wieder umgibt, in zärtlicher Sorge um sie bemüht sein.

Im Obstgarten gilt unsere Aufmerksamkeit besonders den Zwergobstbäumen. Hier ist nicht nur das Verzieren der Fruchtzweige fortzusetzen, sondern auch in der Entwicklung der Hauptäste muß hier und da eingegriffen werden, damit ihre Fortbildung gleichmäßig bleibt. Zu üppig wachsende Äste werden zugunsten der schwächeren dadurch in ihrer Entwicklung zurückgehalten, daß ihnen die Spitze und eventuell auch ein Teil ihrer Blätter genommen werden. Im letzteren Falle ist aber nur die Blattspitze abzuschneiden und der Blattstiel stehen zu lassen. Bei den Spalierbäumen sind die neu zu bildenden Äste schräg anzuhaken und erst nach und nach in ihre horizontale Lage zu bringen. Zur Befestigung dieser krautartigen Triebe bedient man sich am besten weicher Bastfäden. An den Kirschbäumen werden gleich nach dem Abnehmen der Früchte die etwa notwendigen Schneidearbeiten vorgenommen. Der Sommer ist insofern die günstigste Jahreszeit zu dieser Arbeit, als die den Bäumen durch die Befestigung von Werten und Zweigen zugefügten Wunden bis zum Eintritt des Winters noch nahezu völlig vernarben und dadurch manchen Krankheitsvorgängen entzogen wird, die sonst infolge der Einwirkung des kalten und kalten Winterwetters auf frische, nicht vernarbte Wunden nur zu leicht auftreten und das Leben des Baumes gefährden. Ueber drei Zentimeter im Durchmesser haltende Wunden sollten stets mit Steinkohlenteer bestrichen werden. Den Kirsch-, Aprikosen- und Pfauenenbäumen ist jetzt, wo die Steinbildung abgeschlossen ist, eine kräftige flüssige Düngung besonders dienlich, auch dem Kernobst kann nochmals eine Gabe gereicht werden. Mit Früchten reich behangene Bäume sind mit geeigneten Stützen zu versehen, denn durch die Schwere der dicker werdenden Früchte werden die Äste aus ihrer natürlichen Lage gedrängt und kommen in Gefahr abzubrechen. Hat man Rosen- oder Obstwildlinge aufgepflanzt, so kann man Ende des Monats mit dem Veredeln (Oulieren) beginnen. Hierbei ist besonders darauf zu achten, daß nicht nur gut ausgereifte Weiser verwendet, sondern diese auch nur solchen Pflanzen entnommen werden, die in jeder Beziehung gesund sind und sich bisher durch Fruchtbarkeit und bei Rosen durch dankbares Wüthen auszeichneten. Weiter besteht unsere Beschäftigung im Obstgarten in der Bekämpfung der tierischen und pflanzlichen Schädlinge, im Jäten, Hacken, Pflügen, Gießen und im Ernten der bereits gereiften Früchte. Während die Erdbeere bereits ihrem Ende entgegengeht, können wir Kirsch- und Johannisbeeren u. s. w. in der letzten Hälfte des Monats auch die Stachelbeeren. Die Hausfrau ist jetzt um die wirtschaftlich zweckmäßige Verwertung der reifen Früchte besorgt. Nicht nur wird sie aus ihnen köstliche, erfrischende Fruchtpuddings, Kompotts und Suppen bereiten, sondern durch Einbünden der Früchte auch Vorrat für den Winter sammeln und ferner aus ihnen kosthchmäckende Marmeladen, Fruchtweine und vor allem alkoholfreie Fruchtäfte herstellen.

Im Gemüsegarten kann man bereits Bohnen, Erbsen, Karotten, Kohlrabi, frühen Weißkohl und auf warmen Böden auch schon die ersten Kartoffeln ernten. Die etwa dadurch freierwerdenden Beete sind sofort mit Komposterde oder künstlichen Düngarten zu düngen und umzuarbeiten, und in die frische Ackerkrume sind die Aussaaten oder Neupflanzungen auszuführen. Start ausgetrocknete Beete sind vor der Bestellung zu gießen. Aussaaten können Anfang Juli noch von Bohnen, Möhrchen und Winterendivien und Ende des Monats von Spetersüben, Radishes, Winterrettich, Spinat und Kapuzinerkresse ausgeführt werden. Auspflanzen lassen sich noch für die Späternte: Blumen-, Rosen-, Wirtung- und Blätterkohl, ferner Kohlrabi, Salat Stettrüben, Porree und Sellerie. Nun die Mahabarberente zu Ende ist, werden die Stauden kräftig gedüngt und nach wie vor auch reichlich gegossen, damit sie sich im Nachsommer noch recht kräftig entwickeln. Dasselbe gilt auch vom Spargel; darüber ist das in der Juniübersicht Gesagte nachzulesen. Die Stengel der Zwiebelpflanzen und des Knoblauchs sind, sobald sie beginnen, gelb zu werden, ungenutzt, damit sie schneller einziehen. Die Bergweibelbrot der diesjährigen Ernte ist sofort nach der Ernte wieder auf ein gut vorbereitetes, möglichst unkrautfreies Beet auszubringen. Kurz vor dem Erblühen sind die Gewürzkräuter abzuschneiden und in Bündel gebunden an einem trockenen, aber schattigen Orte zum Trocknen aufzuhängen. Porree und Weichsellerie dürfen bereits erntet sein, daß die Milten, in die sie gepflanzt wurden, zugehakt und einige Wochen später auch die Pflanzen angehäufelt werden können. Ferner ist fleißig zu düngen, zu gießen und zu hacken und vor allem eifrig den Schädlingen nachzustellen. So werden wir von den Kohlpflanzen die Eier und Larven des Kohlwesflüglers abzuschöpfen haben und an den Spargelpflanzen der Spargelkäfer antreffen. An den Wurzeln der Kohlpflanzen und den Möhrchen werden sich die Waben der Kohl- und Wurzelschnecke bemerkbar machen. Die von diesen heimgesuchten und welken Pflanzen sind auszugiechen und, soweit sie nicht brauchbar sind, zu verbrennen. Ferner haben die Pflanzen nach wie vor unter den Englingen, Drahtwürmern, Tauenspinnern, Maulwurfsgrillen, Schnecken, den Larven der Kohlschnaken, den Blattläusen und unter den zahlreichen Schwarzkörperpilzen zu leiden.

Der Blumengarten steht jetzt auf der Höhe seiner Blütenpracht. Außer dem Lockern und Gießen der Beete und dem Binden und Festen der Blütenpflanzen muß im Interesse des Dauerflors für ein rechtzeitiges Ausschneiden der verblühten Blüten gesorgt werden. Der Rasen ist jetzt oft zu mähen oder zu schneiden, reichlich zu bewässern und eventuell auch zu düngen. Den Dahlien läßt man nur die vier besten Triebe und unterstützt deren Entwicklung durch reichliches Gießen. Vom Silenen, Stiefmütterchen und Bergfameinnicht sind Aussaaten ins Mistbeet zu machen.

## Allerlei.

Wie wächst das deutsche Volk in einer Stunde? Nur wenig wird es bekannt sein, daß in Deutschland, nach dem Stand des Jahres 1910, in jeder Stunde durchschnittlich 26 Geburten und 126 Todesfälle erfolgen, daß also das deutsche Volk in jeder Stunde einen Geburtenüberschuß von 100 aufzuweisen hat. Wie diese „Bevölkerungsbewegung“ in einer Stunde vor sich geht, das spielt sich auf der diesjährigen Stutgarter Ausstellung für Gesundheitspflege auf einer eigenartigen Wiesentafel wirklich in einer Stunde ab: in Deutschland erfolgt alle 16 Sekunden eine Geburt, alle 28 Sekunden ein Todesfall, angezeigt durch aufsteigende rote und schwarze Scherben. Genau nach dem Sekundenzähler erscheinen die 116 männlichen und die 109 weiblichen Geburten, 6mal in der Stunde eine Totgeburt, 2mal in der Stunde Zwillingsgeburten. Wesentlich langsamer als das Leben arbeitet der Tod, aber immer noch viel zu schnell für unseren Kulturstand; alle 1 1/2 Minuten stirbt bei uns ein Säugling (20 Knaben, 16 Mädchen in einer Stunde). Auch an was die Deutschen sterben, führt im einzelnen die Tafel vor: Alle 4 1/2 Minuten ein Todesfall an Tuberkulose, alle 10 Minuten ein Todesfall durch bössartige Geschwülste; 6mal in jeder Stunde verläuft ein Inselfall tödlich, 2mal passiert ein Selbstmord. Durch 11 1/2 mal und Selbstmord sterben in Deutschland mehr Menschen als durch Diphtherie, Scharlach, Masern und Typhus zusammen genommen. Am Ende der Stunde sehen wir das Resultat: Das deutsche Volk ist um 100 Leber reicher geworden. Warten haben große Menschenfahnen vor diesem originellen Kunstwerk, das in vielseitiger Durchführung die Einnahmen und Ausgaben unseres Volkstörpers zur eindrucksvollen und unergieblichen Anschauung bringt.

Ein Land, das seine Elektrizität ausführt, ist Kanada. In dem mit dem Monat März abschließenden Jahre 1913 wurden in Kanada 1 254 093 Kilowattstunden Elektrizität erzeugt. Wo

den die größte Hälfte, 622 244 Kilowattstunden, ins Ausland geföhrt wurden. Im März 1913 waren sieben Elektrizitätswerke an dieser Ausfuhr der elektrischen Energie beteiligt, ferner waren drei weitere im Bau, die hauptsächlich „für den Export“ arbeiten sollen. Kanada wäre sicher froh, wenn es die im Lande erzeugte Elektrizität selbst verbrauchen könnte, d. h. wenn seine Industrie bereits kräftiger entwickelt wäre.

Eine Drahtseilbahn über den Himalaya. Dort wo die Riesengebirgssysteme des Himalaya und des Awen-Luen zusammenstoßen und ein Gewirr von kaum überwindbaren Felsen, Schluchten und Tälern bilden, steigt ein weltabgemandtes Land mit dem schönen Namen Kaschmir. Lang war es so gut wie ganz unzugänglich, im Jahre 1847 ist ein Weg von Vorder-Indien zu ihm geschaffen worden, der noch gegenwärtig die einzige Verbindung mit der übrigen Welt ist. Für den Warentransport sind vierzehn Tage nötig, um ihn zu bewältigen, und die Tonne transportierte Ware verursacht rund 80 Mk. Transportkosten. Diese Schwierigkeiten will man nun durch den Bau einer Drahtseilbahn beheben, die in der Länge von 120 Kilometer die gewaltigen Schluchten überspannen soll. Die Vermessungsarbeiten für den Bau sind schon ausgeführt. Die Kosten haben sich zu 5 Millionen Mark ergeben. In Kanton soll ein Wasserfallkraftwerk gebaut werden, das die elektrische Kraft für den Bahnbetrieb liefert. Die Stahlfässer sollen an eisernen Türmen befestigt werden, deren Entfernung voneinander bis zu einem Kilometer betragen wird. Die vorläufig nur als Güterbahn vorgesehene Strecke soll imstarbe sein, den Weg in 16 Stunden zu überwinden. Die Bahn wird im allgemeinen dem Laufe des Helam-Flusses folgen. Es steht außer Zweifel, daß mit dieser Bahn ein ganzes Land neu erschlossen wird, das bisher von der Welt ganz abgeschlossen ist.

„Americana“. In Quincy (Illinois) wird ein neuer Bürgermeister gewählt. Die Kandidaten, so wird der „Berliner Zeitung am Mittwoch“ geschrieben, suchen einander durch Aufrufe, Anschläge und Reklametricks zu überbieten. Einer der Kandidaten, Mister Edward P. O'Neil, hat in Zeitungen und Plakaten den Frauen der Stadt mitgeteilt, er wende sich persönlich an sie, er sei ein famoser Kerl, sie möchten ihm mit allen zu Gebote stehenden Mitteln helfen. Dafür verspreche er ihnen, die zur Gattin zu nehmen, die ihm während der Wahlkampagne die größte Unterstützung angedeihen läßt. Also: Bürgermeisterwahl als Frauenwettbewerb mit dem ersten Preis: Der Herr Bürgermeister selber. Während ist schon, wie sehr die Panik bei diesen und ähnlichen Reklameangelegenheiten von sich und dem Reiz ihrer Person überzeugt sind. Einmal stand in einem New-Yorker Blatt die liebliche Photographie eines Herrenhinterkopfes. Darunter folgte die Annonce: „Dies ist John Parkers Hinterseite. Wollen Sie sein freundliches Gesicht sehen, so kommen Sie in die Sound-Offstraße. Dort befindet er nämlich einen Laden. Sie werden ihn schon finden.“ Und in der betreffenden Straße war ein Kulladen, über dem stand: „Ja! Dies ist der Laden John Parkers.“ Oder auf einem Reklamefriedhof ist auf einem Grabstein (Grabsteine als Anpreisungsschilder sind in Newyork keine Sensation mehr) zu lesen: „Dieses Grab ist für Cecily A. bestimmt. Einstweilen ist sie noch am Leben, unverheiratet, und führt ein Modegeschäft in der H-Offstraße.“ Daneben: „Hier ruht Cyril A., mein teurer Gatte. Er hat eine untröstliche junge, hübsche Gattin, kinderlos, zwanzig Jahre, hinterlassen, die so lebenslustig war...“ Sie stellen ihr Licht nicht unter den Scheffel, die Guten. Auch der Bürgermeisterkandidat nicht. Er muß eine materielle Figur haben, wenn er glaubt, daß sich so viele Frauen um ihn reihen. Uebrigens ist es noch fraglich, ob der Wahltrieb so gar ausgezehrt ist, wie das den Anfein hat. Denn offenbar reflektiert er nur auf unterheiratete Damen, wenn er eine heiraten will. Und gerade die verheirateten Damen sind es, die auf die Wähler Einfluss haben, ob das nun ihre Ehegatten oder die vom Ehegatten sanktionierten Hausfreunde sind. Hier sind Damen allmächtig. Aber die ledigen Damen werden kaum stark zu wirken vermögen; denn wenn sie einen großen Wirkungsfreis hätten, hätten sie einen großen Verehrerfreis und brauchen sich somit nicht nach einem Bräutigam umzusehen, fürwar. Hinwiederum kann dieser Gentleman schön sein wie Ganymed und dabei ein tüchtiger Vorkämpfer sein, dann sind alle Frauen „weg“ und all diese Betrachtungen null und nichtig.

## Weiteres.

Die Hygiene. Auf einem größeren süddeutschen Bahnhof steht in später Nachstunde ein Bahnarbeiter mit langem Beseh die sechs Wahnstige unter mächtiger Schauerkloisung. Zimmer am oberen und unteren Ende der Wahnstige neigt er den Beseh an einem dort befindlichen Brunnen. Auf meine Frage, was denn das für einen Wert haben solle, antwortete er treubertig: „A, das muß mer, wege dere Hygiene!“